

**FELIX HEINZER**

Nach welchen Kriterien erschließen wir musikalisch-liturgische Quellen des Mittelalters?

oder: Haben wir eine Theorie unserer Katalogisierungspraxis?

FELIX HEINZER

Nach welchen Kriterien erschließen wir musikalisch-liturgische  
Quellen des Mittelalters?  
oder: Haben wir eine Theorie unserer Katalogisierungspraxis?

Die Erschließung der Quellen des mittelalterlichen liturgischen Gesangs auf nationaler und internationaler Ebene ist das Thema unserer Tagung, mit dem wir uns in intensiver und konzentrierter Weise beschäftigt haben. Vielleicht ist es an dieser Stelle angezeigt, zumindest für einen Augenblick einen Schritt zurückzutreten und etwas Distanz zu gewinnen zu dem, was wir bisher an konkreten Plänen, Perspektiven und Ergebnissen vorgetragen und diskutiert haben.\*

Wenn David Hiley gerade mich um die Gestaltung dieser Denk- und Reflexionspause gebeten hat, dann vielleicht deshalb, weil ich aus einer Art Außenseiter-Situation zu dieser musikwissenschaftlichen Tagung gestoßen bin: als Handschriften-Bibliothekar mit gewissen Ambitionen auf dem Feld der mittelalterlichen Liturgiegeschichte, also sozusagen mit dem Ausweis und der Legitimation "nachbarlichen" Interesses, aber eben doch als Nicht-Musikologe. Nun hat eine derartige Situation immer zwei Seiten. Abstand und fachliche Distanz mahnen zu Vorsicht und Zurückhaltung, sie geben aber zugleich eine gewisse Unbefangenheit, ja Narrenfreiheit. Ich hoffe, daß hier beides zum Zuge kommen kann.

Ich beginne mit einem Blick auf das eben genannte liturgiehistorische Nachbarfeld. Martin Klöckener hat vor einigen Jahren in einer Miscelle zu den Arbeiten von Antoine Chavasse über die gelasianischen Sakramentare grundsätzliche Überlegungen zum heutigen Stand der Sakramentarstudien vorgelegt und die Frage nach der Bedeutung und dem Interesse dieser mehr und mehr zur Domäne weniger, hochspezialisierter Fachleute gewordenen Untersuchungen für die aktuelle liturgische Praxis gestellt.<sup>1</sup> Er äußert sich dabei kritisch zu einer methodischen Grundhaltung, die sich "nicht primär als Theologie ..., sondern als Forschung im Bereich der Kulturgeschichte" verstehe und sich von daher nicht unbedingt verpflichtet fühle, ihre Untersuchungen "in möglicher Gemeinsamkeit" mit dem Leser zu betreiben. Aus theologischer Sicht sei aber an der existentiellen Gegenwartsrelevanz liturgiehistorischer Arbeit festzuhalten, wenn man nicht den Verdacht

---

\* Den Rahmen für diese Reflexionen bildete ein öffentlicher Abendvortrag am 27. März 1996. Duktus und Form der gesprochenen Sprache wurden weitgehend beibehalten und die Nachweise in Form von Fußnoten auf ein Minimum beschränkt.

1 Martin Klöckener, 'Sakramentarstudien zwischen Fortschritt und Sackgasse. Entschlüsselung und Würdigung des zusammenfassenden Werks von Antoine Chavasse über die Gelasiana des 8. Jahrhunderts', *Archiv für Liturgiewissenschaft* 32 (1990), 207-230, bes. 222f.

aufkommen lasse, daß im Grunde gar nicht “an den Lebensernst der behandelten Fragen geglaubt wird”. Sakramentarforschung könne daher niemals als Selbstzweck oder gar als rein akademische Liebhaberei betrieben werden, sondern habe sich stets um den Bezug zur Situation und zu den Fragen aller “an der Liturgie der Kirche Beteiligten” zu bemühen. Was Klöckener im Bereich der Liturgiewissenschaft als Tendenz moniert – aus meiner Sicht im übrigen eine ausgesprochen problematische Position –, ist für die Gregorianik-Forschung de facto schon seit längerer Zeit Realität: Die musikbezogene Mediävistik ist in weiten Teilen aus einer solchen theologischen Gebundenheit herausgetreten und in den Bereich des kultur-geschichtlichen Interesses hinübergerückt. Man mag dies je nach Standpunkt bedauern oder auch begrüßen – rückgängig machen läßt sich dieser Prozeß nicht, und es ist heute abend auch nicht der Moment, über diese Entwicklung und ihre Gründe zu diskutieren. Daß ich mir manchmal ein stärkeres Maß an Bewußtsein um den fundamentalen Zusammenhang der Choralüberlieferung mit ihrem liturgischen Hintergrund vorstellen könnte, steht auf einem anderen Blatt und soll im übrigen später auch noch einmal zur Sprache kommen.

Eines ist jedenfalls unbestreitbar, und darum geht es mir an dieser Stelle: Die Motivation heutiger Arbeit an den Choralquellen ist nicht mehr jener Impetus, der etwa noch Abt Martin Gerbert von Sankt Blasien bewegte, wenn er in einem Brief von 1774 mit geradezu programmatischer Prägnanz formuliert, “Hauptzweck” seiner musikhistorischen Forschung sei, “der immer zunehmenden Verderbtheit der Kirchen-Musik etwan mit Vorstellung der Geschichte Inhalt (=Einhalt) zu tun”.<sup>2</sup> Die Relevanz der mittelalterlichen liturgischen Musiktradition für Fragen heutiger Liturgie und Pastoraltheologie kann – wenn überhaupt – indirekter Art sein, zumal im Gegensatz zu dem von Klöckener angesprochenen, von grundsätzlicher Kontinuität bestimmten Bezug zwischen den mittelalterlichen Sakramentaren und den Gebetstexten der aktuellen römisch-katholischen Meßliturgie,<sup>3</sup> ein Brückenschlag von den Quellen, mit denen wir uns hier beschäftigen, zu kirchenmusikalischen Gegenwartsproblemen – zumindest für den normalen Gemeindegottesdienst – kaum zur Debatte steht.

Das einstmals theologisch bestimmte Interessenpotential der Gregorianik ist somit für neue Sinngebung freigesetzt, d.h. es stellt sich die Frage, welches für uns die Kontinuitäten sind, die jenen Bezug zwischen den mittelalterlichen Choralquellen und unserem Standort stiften, ohne den historisches Arbeiten nicht funktionieren kann. Einfacher formuliert: Es stellt sich die Frage, warum uns diese Quellen überhaupt etwas angehen, warum und in welcher Hinsicht sie uns interessieren, oder – um Martin Gerberts Formu-

2 Korrespondenz des Fürstbistums Martin II. Gerberts von St. Blasien, Bd. 2, Karlsruhe 1934, S. 35 (Nr. 657).

3 “Weil ... immer noch das Textkorpus der frühmittelalterlichen Sakramentare die Liturgie der abendländischen, zumal der römisch-katholischen Kirche bestimmt, ist die Frage dringend, und zwar nicht nur für die Spezialisten, sondern für alle an der Liturgie der Kirche Beteiligten: Wer war mit diesen Texten fromm? Warum haben die Bearbeiter sie so zusammengestellt und einer betenden Kirche so tradiert, wie sie überkommen sind? Und die Frage gewinnt ihre Brisanz aus dem Anspruch, daß auch die Christen ein Jahrtausend nach den frühmittelalterlichen Sakramentarkompilatoren mit deren Gebeten ihren Glauben leben können und vielfach leben müssen” (Klöckener, wie Anm. 2, S. 223).

lierungen noch einmal aufzugreifen – welchen “Hauptzweck” wir mit unserer Arbeit, mit unserer “Vorstellung der Geschichte” denn eigentlich verfolgen. Zugleich wäre zu fragen, wie und unter welchen Bedingungen wir überhaupt zu einer solchen “Vorstellung” gelangen. Es geht also um die Kriterien und Ziele unseres Geschäfts und, wie ich es im Titel meines Vortrags formuliert habe, um eine Reflexion über unsere Erschließungs- und Katalogisierungsarbeit und letztlich um die Frage nach einem Konzept, nach einer Theorie dieser Praxis.

Lassen Sie mich eine Antwort versuchen, die ganz bewußt von der eigenen Erfahrung ausgeht und dabei auch Einseitigkeiten und Überspitzungen in Kauf nimmt, um die Debatte anzustoßen.

Eine Grundhaltung, die aus dem längeren Umgang mit Handschriften resultiert, ist zumindest nach meiner Erfahrung eine stetig wachsende Sensibilität für die Komplexität und oft geradezu anarchische Eigenwilligkeit handschriftlicher Überlieferung und für ihre Widerständigkeit gegen jegliche Art von Schematisierung und Kategorisierung. Arbeit mit Handschriften macht grundsätzlich vorsichtig, ja mißtrauisch gegen Verallgemeinerungen und fördert – so stelle ich zumindest bei mir fest – eine ganz bestimmte Art von Skepsis gegenüber vorgefaßten Deutungen und Einordnungen, die den konkreten Befund der Quellen zu überformen und zu nivellieren drohen. Man könnte diese Haltung theoriefeindlich nennen, was aber nur vordergründig zutrifft, weil dieser vermeintliche Positivismus ein beträchtliches Potential an Kritik und Reflexion hinsichtlich der Methoden, Grundlagen, Ziele und Konzepte des wissenschaftlichen Arbeitens freisetzen kann.

In diesem Zusammenhang sollte man wenigstens beiläufig auf den Einwand eingehen, daß der Handschriftenkatalogisierer doch nur das Material ordne und bereitstelle und daher noch in einer Art wertfreiem, rein formal bestimmten Vorfeld eigentlicher wissenschaftlicher Interpretation arbeite, so daß entsprechende Selbstreflexion und Selbstkontrolle hier noch gar nicht aktuell sei. Es bedarf wohl keiner langen Diskussion darüber, daß diese Vorstellung zu kurz greift: Nicht nur, daß der Handschriftenkatalogisierer de facto stets als Wissenschaftler arbeitet; er *kann* überhaupt nur als solcher sinnvoll arbeiten, denn er ist nicht in der Lage, “bereitzustellen” ohne sinnvolle Fragen zu stellen, ohne zu gewichten und nach vernünftigen Kriterien auszuwählen, d.h. auch seine Tätigkeit ist bereits durch Relevanzkriterien und somit – im eigentlichen Sinn des Wortes – durch wissenschaftliches *Interesse* mitbestimmt.

Doch noch einmal zurück zur Frage nach Sinn und Ziel unserer Arbeit. Daß die weitgehende Lösung aus der theologischen Bindung, die “Säkularisierung” der Beschäftigung mit mittelalterlichen Choralquellen keineswegs Freisetzung in einen Raum absoluter Zweckfreiheit und Unvoreingenommenheit bedeutet, ist schon deshalb selbstverständlich, weil dies für den Umgang mit historischen Quellen schlechthin gilt. Wer sich mit Choralhandschriften beschäftigt kann dies nur tun, weil er sie bewußt oder unbewußt als Teil seiner Geschichte wahrnimmt. Wären sie dies nicht, gäbe es keinen Grund und letztlich auch keine sinnvolle Möglichkeit, sich damit zu beschäftigen. Daher gibt es – bei aller

vermeintlichen Objektivität und Distanz zum Gegenstand – wohl keine sinnvolle Annäherung an diese Quellen ohne eine bestimmte Betroffenheit, ohne Vorverständnis, ohne Interessenbedingtheit und ohne bestimmte Relevanzkriterien: “Historisches Wissen – so hat es die Kritische Theorie formuliert – ist als Organisation der Vergangenheit in Erzählungen eine ständige, durch Interessen und Signifikanzvorstellungen der Historiker bedingte Wiederanordnung der Vergangenheit”.<sup>4</sup> Das ist gewiß nichts Neues, verdient hier vielleicht aber dennoch wieder einmal betont zu werden, weil mir scheint, daß wir durch die neuen Möglichkeiten computergestützten Umgangs mit historischen Quellen, der uns die Vorstellung absoluter, desinteressierter Objektivität suggerieren möchte, versucht sein könnten, zu glauben, so etwas wie eine “postmoderne” Ausnahme von dieser Grundbedingung historischen Arbeitens gefunden zu haben. Das eigentliche Problem besteht im übrigen nicht darin, daß wir bei der Annäherung an historische Quellen von Interessen und Signifikanzvorstellungen bestimmt und geleitet werden, sondern darin, daß wir uns darüber nicht immer im klaren sind oder es möglicherweise gar nicht sein wollen. Leo Treitler<sup>5</sup> hat vor kurzem auf diesen Aspekt hingewiesen und eindringlich gezeigt, zu welchem Grad von Ideologisierung solche unbewußten oder auch bewußten Wertungen und Interessen gerade auch in der Gregorianikforschung führen konnten und können, und sich dabei zu einer fast schon resignativen, freilich nur in einer Fußnote geäußerten Feststellung bewegen lassen: “It seems we are forever apt to allow ideology to command analytical methods which then, of course, produce the accounts we desire”.<sup>6</sup>

Das kann nicht das letzte Wort sein – auch nicht für unser Thema –, und ist es selbstverständlich auch nicht für Leo Treitler. Aber nochmals sei es gesagt: Die verlockende Perspektive eines möglichen Ausstiegs in eine wert- und wertungsfreie, objektive Erfassung der Daten liturgischer Musikhandschriften, ist nicht mehr als eine Illusion, weil er das Problem nicht lösen, sondern lediglich umgehen und sich somit letztlich als ahistorisch erweisen würde.

Ein Ausweg kann wohl nur in die Richtung gesucht werden, daß wir auf diese Quellen in einer neuen Bewußtheit eingehen, die uns und unsere Interessen zwar einbringt, die aber zugleich den Gegenstand dieses Interesses in seiner Eigenart aufs höchste respektiert und in seinem Anderssein uneingeschränkt gelten läßt – oder, wie Treitler formuliert: “in dialogue with our objects, in which we speak for ourselves and *allow them to speak for themselves*”.<sup>7</sup>

Die Objekte – in unserem Fall also die Handschriften – für sich selber sprechen lassen. Was kann das konkret heißen? Zu allererst bedeutet es sicherlich, sie ernst zu nehmen in ihrer eigenen Mehrdimensionalität und Vielschichtigkeit und in der Verflechtung

4 Vgl. dazu etwa Hans Michael Baumgartner, *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft* (Frankfurt a.M. 1972), 284.

5 Leo Treitler, ‘The Politics of Reception: Tailoring the Present as Fulfilment of a Desired Past’, *Journal of the Royal Musical Association* 116 (1991), 280-298.

6 Ebd. Anm. 25 (S. 290).

7 Ebd., S. 298 (Hervorhebung von mir).

mit ihrem historischen Kontext. Ich darf hier Hartmut Möller zitieren, dem ich in diesem Zusammenhang eine Reihe wichtiger Denkanstöße und Anregungen verdanke. "Im Bereich der musikbezogenen Mittelalterforschung brauchen wir andere Bilder und andere Entwürfe, die wir den 'alten Ordnungsbildern' entgegensetzen können und die von der mehrschichtigen Verquickung von Fortbestehen und Neubeginn, Bewahrung und Zerstörung, Wandel und Kontinuität, von Kreativität und Vergangenheitsbezug erzählen und die den erweiterten Horizont von Sozial- und Mentalitätsgeschichte für die Neubearbeitung der mittelalterlichen Musikgeschichte fruchtbar machen".<sup>8</sup>

Um zu verdeutlichen, was dies für die Situation des Handschriftenkatalogisierers bedeutet, möchte ich noch einmal kurz zurückblenden zu Martin Gerbert und seinen Zeitgenossen. Wer sich damals über Handschriftenbestände informieren wollte, konnte weder gedruckte Verzeichnisse und Kataloge konsultieren noch Kopien, Fotos und Mikrofilme bestellen, sondern mußte *reisen*, um sich, wie zeitgenössische Quellen anschaulich berichten, die einzelnen Stücke vom - (selbstverständlich) notorisch mißtrauischen und mürrischen - Bibliothekar zeigen lassen, die Stunden des Tageslichts in hastiger Eile nutzend und fleißig alle "Merckwürdigkeiten" notierend. Natürlich kann es nicht darum gehen, die eben genannten modernen Reproduktionsmittel und schon gar nicht die gedruckten Inventare und Kataloge zu verteufeln und in falscher Nostalgie die klassische barocke Bibliotheksreise zu beschwören. Die technischen Hilfsmittel, die wir heute zur Verfügung haben, leisten in der Tat unschätzbare Dienste, auch der gute alte Mikrofilm (als solchen müssen wir ihn möglicherweise bald bezeichnen) - sie können aber auch zu einer Entfremdung gegenüber der Handschrift selbst führen. Diese wird nämlich in der Reproduktion durch den Film oder die Digitalisierung aus ihrem historischen, bibliotheks- und provenienzgeschichtlichen Kontext herausgelöst, vor allem aber wird ihre Materialität weitgehend ausgeblendet. Es wäre sicherlich etwas zu pathetisch, von "Segen und Fluch" moderner Reprotechnik zu sprechen; allerdings halte ich die durch Verfilmung oder Digitalisierung geförderte Reduktion der Handschrift auf den Text (bzw. dessen Reproduktion) und den damit verbundenen Verlust an Mehrdimensionalität in der Tat für nicht ungefährlich. Hängt nicht vielleicht damit auch der Eindruck zusammen, daß sich die Rede von Handschriften im wissenschaftlichen Gespräch manchmal fast auf Signaturen oder gar nur auf Siglen zu reduzieren droht?

Lassen Sie mich, diesen Gedankengang noch weitertreiben und auf die elektronisch gestützten Erschließungsprojekte übertragen, wobei ich insbesondere an Datenbanken denke, die sich auf die Registrierung des Handschrifteninhalts, vor allem etwa von Repertoires, oder gar nur von Teilen dieses Inhalts beschränken. Es kann selbstverständlich nicht darum gehen, den großen und unbestreitbaren Nutzen solcher Instrumente zu schmälern, aber wir sollten es uns dennoch einmal leisten, über die damit verbundenen

---

8 Hartmut Möller, 'Die Musik als Abbild göttlicher Ordnungen - Mittelalterliche Wirklichkeit, Wahrnehmungsweisen, Deutungsschemata', *Musik und Religion*, hrsg. von Helga de la Motte-Haber (Laaber 1995), 35-60, hier S. 53f.

Risiken des Verlusts an Tiefenschärfe und Plastizität, an "Körperlichkeit" der Handschriften nachzudenken: Die kodikologische Dimension – und dazu gehören, um nur das Augenfälligste zu nennen, Aspekte wie die buchmalerische Ausstattung oder der Einband einer Handschrift – droht hier gänzlich außen vor zu bleiben. Solange wir uns dessen bewußt sind, mag dies kein Problem sein. Vergessen wir es jedoch, droht nicht nur eine unmerkliche Bewußtseins- und Vorstellungswandlung im Hinblick auf das, was eine mittelalterliche Handschrift wirklich ist, sondern auch der musikwissenschaftliche Ansatz als solcher wird davon betroffen, weil er sich wichtiger Informationen beraubt, die wesentlich zu einem vollen Verständnis der Handschrift und damit letztlich auch zu einer vollen Erfassung ihrer historischen (auch musikhistorischen!) Relevanz beitragen können.

Was gemeint ist, läßt sich wohl noch besser verdeutlichen mit einem Seitenblick auf andere Disziplinen, die sich mit Handschriften beschäftigen. Die Buchmalereiforschung beispielsweise tendierte zeitweilig dazu, den Buchschmuck, also im wesentlichen Initialen und Miniaturen, isoliert vom Text zu betrachten, das Bild sozusagen aus dem Buch herauszuschneiden, während heute die Einsicht dominiert, daß nur das Ernstnehmen des Textbezugs, der Verquickung und Verflochtenheit des Schmucks mit der Gesamtheit des Buchs und seinem historischen Umfeld zu einem wirklichen Verständnis auch der buchmalerischen Ausstattung als solchen führt, daß also eine isolierte Betrachtung des für das Fach unmittelbar relevant erscheinenden Forschungsgegenstands auch für diesen selbst sich negativ auswirkt.

Ähnliches gilt für die literatur- und sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit Handschriften. So sieht etwa der Germanist Volker Mertens einen signifikanten Unterschied des heutigen Zugangs zu mittelalterlichen Quellen gegenüber älteren Ansätzen, wie sie besonders für das 19. Jahrhunderts typisch waren, darin, daß diese "die relevanten Daten für Text- und Überlieferungsgeschichte, die die Handschriften bieten, oft nicht ausgewertet haben, sondern *sich mit dem überlieferten Text selbst begnügen*", während die Germanistik heute "das Leben des Werks aus der Eigenart der jeweiligen Aufzeichnung zu rekonstruieren [sucht], und dazu gehören vom Einband über Besitzer- und Schreiber-einträge, vom 'Lay-out' bis zur Mitüberlieferung viele Momente, die nur bei eingehendem Studium der Handschrift greifbar werden".<sup>9</sup>

Ganzheitlicher Ansatz müßte also die Devise sein, auch in der musikologischen Mediävistik. Der Trend zur Forcierung der Arbeit an elektronisch erstellten, statistisch auswertbaren Listen von Texten und Melodien könnte sich demgegenüber, so paradox dies klingen mag, trotz der Modernität der eingesetzten technologischen Mittel unversehens als methodischer Anachronismus – um nicht zu sagen: als Rückschritt – entpuppen.

---

<sup>9</sup> Volker Mertens, '›unser kost si angleit baz,‹, – »Gut angelegter Aufwand« in deutschen Handschriften', "Unberechenbare Zinsen". *Bewahrtes Kulturerbe - Katalog zur Ausstellung der vom Land Baden-Württemberg erworbenen Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek*, hrsg. von Felix Heinzer (Stuttgart 1993), 34-39, hier S. 34.

Ich hoffe, Sie entziehen mir trotz dieser gewagten Aussage nun nicht endgültig das Wort, und sei es nur, um mir die Möglichkeit zu bieten, diese Aussage zu differenzieren und einzuordnen: Sinn und Nutzen einer Handschriften-Erfassung in Form von elektronisch gestützter Erfassung und Auswertung inhaltlicher Daten definieren sich nicht absolut, also gewissermaßen aus den beeindruckenden Möglichkeiten, die dieser neue Zugang zu bieten vermag, sondern erst in der Relation dieser Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Fragestellung und zum methodischen Kontext. Es geht also zum einen um die Entscheidung, was an Daten aufgenommen wird und nach welchen Kriterien dies geschieht, und zum andern um die Bewertung und Einordnung dieser Daten, um die Frage also, ob diese gewissermaßen als Selbstzweck angesehen werden und als das eigentliche Endergebnis gelten, oder ob sie Teil eines im eigentlichen Sinne historischen Diskurses werden, der sich auf das Ganze der Quelle richtet. Einfacher formuliert: Die Problematik im Sinne des eben geäußerten Menetekels liegt im möglichen Mißverständnis, mit der EDV-Erfassung des textlichen und melodischen Bestands einer Quelle sei das eigentliche Geschäft bereits getan, und in der Verwechslung der Datenbank-Recherche mit der historiographischen Fragestellung, und sie liegt ebenso in einer entsprechenden forschungsstrategischen und wissenschaftspolitischen Verschiebung der Gewichte.

Das Ausklammern der Materialität einer handschriftlichen Musikquelle in all ihren Aspekten als Folge einer ausschließlichen Konzentration auf den Text – hier selbstverständlich als Gesamtheit von Wort und Musik verstanden – ist eine Seite des Problems. Eine weitere Dimension der mittelalterlichen Choralhandschrift ist aber genauso unverzichtbar: ihr historischer Kontext, der wesentlich durch ihre liturgische Funktion geprägt ist. Diese Komponente gehört unabdingbar zu jenem erweiterten Horizont, der für eine sinnvolle Annäherung an diese ganz spezifische Quellengattung erforderlich erscheint. Mit dem liturgischen Aspekt eng verflochten sind orts- und landesgeschichtliche Fragestellungen, aber auch solche der Ordensgeschichte, der *Consuetudines*-forschung und nicht selten der Geschichte kirchlicher, insbesondere monastischer Reformen.<sup>10</sup>

Lassen Sie mich wenigstens an dieser Stelle kurz die Ebene des Theoretischen verlassen und an zwei konkreten Beispielen etwas verdeutlichen, was ich meine. Eines ist dabei vorzuschicken: Wenn ich im folgenden auf die Arbeiten von René-Jean Hesbert (speziell Band 5 des *Corpus Antiphonarium Officii*)<sup>11</sup> und Knud Ottosen zu sprechen komme und dabei auch einige kritische Hinweise anbringen werde, dann soll dies nicht als Bes-

10 Dies nicht zuletzt deshalb, weil Reformepochen bekanntlich in aller Regel zu einer deutlichen Zunahme der Schriftlichkeit im allgemeinen und der Produktion liturgischer Bücher im besonderen führen. Vgl. dazu demnächst auch meinen Beitrag *'Exercitium scribendi - Überlegungen zur Frage einer Korrelation zwischen geistlicher Reform und Schriftlichkeit im Mittelalter'*, *Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften*, hrsg. von Hans-Jochen Schiewer u.a. (Tübingen 2001, im Druck).

11 Hinweise zum Einsatz des Computers für die Bände 5 und 6 Hesberts gibt Knud Ottosen, *L'Antiphonaire Latin au Moyen-Age. Réorganisation des Séries de Répons de l'Avent classés par R.-J. Hesbert* (Rom 1986), 1 ("À l'aide d'un ordinateur") und 7 ("Pour réaliser le classement d'une telle masse de témoins, l'auteur a eu recours à l'assistance d'un ordinateur").

serwisserei verstanden werden. Es geht mir lediglich um die Verdeutlichung und Veranschaulichung, wie Instrumente dieser Art, die mittels der elektronischen Aufbereitung großer Mengen von Daten faszinierende Vergleichsmöglichkeiten liturgischer Traditionen eröffnen, durch eine ganzheitlichere Annäherung an die Handschriften, an Nutzen erheblich gewinnen können, weil durch diese Ausweitung des Blickwinkels das erfaßte Quellenmaterial plastischer und perspektivenreicher und damit auch sprechender zur Geltung kommt.

*Beispiel 1:* Im 5. Band seines *Corpus Antiphonarium Officii*, S. 413 präsentiert Hesbert im Rahmen seiner Klassierung von nahezu 800 Antiphonar- und Brevierhandschriften anhand der Adventsresponsorien als siebte monastische Handschriftengruppe einen Komplex von 10 Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert, davon vier aus Subiaco, zwei aus St. Ulrich und Afra in Augsburg, zwei aus Ebersberg in der Diözese Freising und zwei aus dem württembergischen Lorch (beide heute in Stuttgart). Hesbert konstatiert Übereinstimmung der Responsorienlisten mit der römisch-franziskanischen Ordnung und bringt diesen Befund korrekt mit den Reformideen in Verbindung, die von dem am Brauch der Kurie orientierten Subiaco ausgingen. Merkwürdigerweise fehlt jedoch der hier unbedingt zu erwartende Hinweis auf Melk als scharnierartige Vermittlungsstelle dieser Reform von Rom bzw. Subiaco in den österreichisch-bayerischen Raum, welche die zunächst irritierende Tatsache, daß die Handschriften sich um zwei weit auseinanderliegende Brennpunkte gruppieren (“ils se rattachent à deux pôles, curieusement distant d’un millier de kilomètres”), zwanglos erklären würde. Setzt Hesbert die Kenntnis dieser Zusammenhänge stillschweigend voraus, oder sollte ihm vielleicht die Rolle Melks entgangen sein, weil zeitgenössische Offiziumsquellen aus der niederösterreichischen Abtei fehlen? Der Blick auf den historischen Hintergrund der hier als “noyau bavarois” zusammengefaßten Handschriften hätte jedenfalls feststellen können, daß sowohl Ebersberg als auch Lorch und Augsburg Klöster der Melker Reform sind (St. Ulrich und Afra in Augsburg sogar ein ausgesprochenes Zentrum dieser Bewegung), wodurch erst eine wirklich sinnvolle Interpretation der von der Maschine erhobenen Daten erreicht wäre. Analoges gilt für die Seite davor, wo als Gruppe IV Handschriften zusammengefaßt sind, deren hochmittelalterliche Vertreter – was Hesbert entgangen ist – allesamt aus Hirsauer Klöstern stammen. Hesbert sieht die Konstanzer Diözesanzugehörigkeit als entscheidendes Kristallisationsmoment der Gruppe, was ihn spätestens bei den Textzeugen aus Bayern und Österreich und endgültig bei der Oxforder Handschrift aus Moggio in der Diözese Aquileia in erhebliche Argumentationsnöte bringt (Moggio sei “une fondation de Saint-Gall” und daher “comme un autre Saint-Gall”, wodurch die geographische Distanz zur Diözese Konstanz quasi aufgehoben werde). Der ordens- und reformgeschichtliche Blick zeigt den wirklichen Zusammenhang dieser Handschriften, der nicht durch diözesane Bezüge, sondern durch gemeinsame Zugehörigkeit zum Hirsauer Re-

formkreis vermittelt wird, und er löst dadurch die angedeuteten Rätsel und Aporien, wie ich an anderer Stelle ausführlich zu zeigen versucht habe.<sup>12</sup>

*Beispiel 2:* Bei der Durchsicht des von Knud Ottosen auf Computerbasis erstellten Corpus der Responsorienreihen des Totenoffiziums<sup>13</sup> kann man zu ähnlichen Schlüssen kommen. Dazu einige durchaus unsystematische Beobachtungen zu Handschriften, die ich aus eigener Anschauung kenne.

Instruktiv ist etwa der Blick auf die unter dem Etikett "Zwiefalten" erfaßten Codices: Das Brevier Cod. brev. 105 und das Stundenbuch Cod. brev. 117 der Württembergischen Landesbibliothek kommen aufgrund der Divergenz an einer Position der Responsorienfolge in der Anordnung der Textzeugen an unterschiedliche Stellen zu stehen.<sup>14</sup> Dies ist auch Ottosen aufgefallen, und er äußert die naheliegende Vermutung, daß der Abweichung ein Schreiberversehen zugrundeliege.<sup>15</sup> Hätte Ottosen die Handschriften selbst eingesehen, wäre ihm wahrscheinlich aufgefallen, daß die Totenoffizien beider Handschriften vom selben Schreiber, einem aus Stuttgart stammenden Zwiefaltener Mönch, geschrieben wurden (was im Stuttgarter Handschriftenkatalog im übrigen auch nicht erkannt worden zu sein scheint!). Die beiden Quellen sind also unbedingt als zusammengehörig einzustufen, was in der rein mechanisch durchgeführten Ordnung des Materials nicht zum Ausdruck kommen kann – ein kleines Beispiel für den Gewinn, den die Ausweitung auf das Kodikologische in manchen Fällen bringen kann.

Unter der Überschrift Zwiefalten werden im übrigen ohne weitere Kennzeichnung sowohl Handschriften aufgeführt, welche die "reine" Hirsauer Reformphase des 11./12. Jahrhunderts vertreten,<sup>16</sup> als auch Stücke des 15. und frühen 16. Jahrhunderts, die bereits durch die in dieser Zeit häufige Kontamination mit ganz anderen Traditionen geprägt sind und daher ganz anders einzuordnen sind,<sup>17</sup> vermutlich nämlich, wie die mit identischer Serie aufgeführten Textzeugen aus dem in dieser Zeit an der Melker Reform orientierten Blaubeuren vermuten lassen,<sup>18</sup> in den Kontext der über Melk vermittelten italienischen Einflüsse.<sup>19</sup> Bestätigt wird dies durch die Identität der fraglichen Reihe – allerdings

12 Felix Heinzer, 'Der Hirsauer 'Liber Ordinarius'', *Revue Bénédictine* 102 (1992), 309-347, bes. S. 318-334.

13 Knud Ottosen, *The Responsories and Versicles of the Latin Office of the Dead* (Aarhus 1993).

14 Ebd., S. 105 und S. 107.

15 Ottosen, (wie Anm. 14), S. 235 Anm. 83: "The series of responsories deviates from the Zwiefalten tradition known in STUTT 116 and STUTT 117 ... probably because the scribe has erroneously inverted responsories six and seven ...".

16 So S. 129 (vgl. auch S. 268) die Stuttgarter Cod. brev. 98 und Cod. brev. 120 (dieser allerdings um ein Jahrhundert zu spät datiert).

17 Nebst den eben erwähnten Cod. brev. 105 und Cod. brev. 117 auch Cod. brev. 116 (Ottosen, S. 107).

18 Cod. brev. 118 (später von Blaubeuren nach Zwiefalten gelangt, was den angedeuteten Zusammenhang bestätigt) und HB I 222, beide WLB Stuttgart (Ottosen, S. 107).

19 Vermutlich ist die in den Blaubeurerener und (späten) Zwiefaltener Codices enthaltene Reihe (14 72 24 / 32 57 28 / 68 40 38 nach Ottosens Numerierung der Responsorien) eben nicht als Konkordanz der für die Hospitaliter belegten Serie zu sehen, sondern als eine Variante der in Quellen aus italienischen Benediktinerklöstern belegten, von Ottosen unmittelbar danach gebotenen Folge, die von Position 1 bis 8 völlig über-

in der Fassung von Cod. brev. 105 – mit der von Subiaco,<sup>20</sup> wohin sich Melk und seine Reform bekanntlich orientiert hat.<sup>21</sup> Die historische, reformgeschichtliche Zusammenhänge einbeziehende Deutung der Daten bringt die erforderliche Differenzierung und Klärung.

Nicht unter Zwiefalten erscheint hingegen das bekannte Karlsruher Antiphonar Aug. LX, das zwar aus der Reichenauer Bibliothek an seinen heutigen Standort gelangt ist, dessen Zwiefaltener Entstehung seit 1988 jedoch aufgrund kodikologischer Forschungen eindeutig gesichert ist.<sup>22</sup> Es wird hier als reichenauisch präsentiert, was u.a. zu dem Mißverständnis führt, Reichenau sei “related to the Hirsau Reform”,<sup>23</sup> einer historisch unhaltbaren, aber eben offensichtlich auch gar nicht überprüften Folgerung.

A propos Hirsau: Auf S. 129 von Ottosens Corpus wiederholt sich in gewisser Weise das im Zusammenhang mit Hesbert angesprochene Problem. Daß die hier an 2. bis 12. Stelle gruppierten Handschriften (s. auch S. 268) mit gleicher Responsorienfolge trotz geographisch weit gestreuter Herkunft zusammengehören und die Hirsauer Reform vertreten, kann solange nicht deutlich werden, als nicht durch eine historische und kodikologische Ergänzung bzw. Ausweitung der Perspektive zusätzliche Erkenntnisse gewonnen werden.<sup>24</sup>

Diese Beispiele können vielleicht etwas deutlicher machen, in welche Richtung mein Plädoyer zielt: weg von einem allzu sezierenden Zugriff, der einzelne inhaltliche Elemente oder Blöcke isoliert und im Extremfall kontextlos untersucht, und hin zu dem, was ich eben einen ganzheitlichen Ansatz genannt habe. Dabei geht es keinesfalls um das Ausspielen eines Informationsvorsprungs des Handschriftenbibliothekars in Bezug auf die ihm vertrauten Bestände, sondern einfach darum, aufzuzeigen, in welcher Weise die Einbeziehung kodikologischer und historischer Aspekte zu einem vertieften Verständnis der Daten beitragen können bzw. diese vielfach erst wirklich zum Sprechen bringen. Anders formuliert: Die Möglichkeiten der elektronischen Vernetzung sind dann sinnvoll genutzt, wenn sie dazu beitragen, die historische Vernetzung der Handschriften herauszuarbeiten. Die Beispiele zeigen aber auch, wie wertvoll, ja stimulierend die zur Verfügung gestellten

---

einstimmt und für die letzte Position eine Auswahl von mehreren Responsorien bietet, darunter auch die in der Blaubeurener (Melker?) Reihe gewählte Nr. 38.

20 Ottosen, S. 105.

21 Möglicherweise überliefert also, nebenbei gesagt, Cod. brev. 105 gegenüber Cod. brev. 120 sogar die “richtige” Reihe von Subiaco/Melk.

22 Vgl. *Die romanischen Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek. Teil 1: Provenienz Zwiefalten*, bearb. von Sigrid von Borries-Schulten. Mit einem paläographischen Beitrag von Herrad Spilling, Katalog der illuminierten Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Bd. 2,1 (Stuttgart 1987), 131-135 (Anhang 2).

23 Ottosen, S. 180 und 351.

24 Ich darf hier erneut auf die Anm. 13 schon erwähnten Untersuchungen verweisen. Daß hier (wie auch in anderen Fällen) erneut zu wenig differenziert wird zwischen sekundärer Bibliotheksheimat (bzw. sogar heutigem Aufbewahrungsort) und ursprünglicher Herkunft einzelner Handschriften wirkt sich - wie das Beispiel der unter Aquileia aufgeführten Codices aus der zur fraglichen Zeit hirsauisch geprägten Abtei Moggio zeigt - erneut verwirrend, ja verdunkelnd für die Erkenntnis der historischen Zusammenhänge aus.

Daten für die historische Interpretation sein können, weil sie diese oftmals geradezu herausfordern. Aus dem Zusammenspiel, aus der Wechselwirkung von Datenerfassung und historischem Ansatz ist substantieller Gewinn zu erwarten.

Lassen Sie mich noch auf einen weiteren Aspekt dieser ganzheitlichen Perspektive hinweisen. Je breiter der Hintergrund ist, vor dem eine Handschrift betrachtet wird, desto leichter ist auch möglich, Besonderheiten, Abweichungen gegenüber der Norm, d.h. potentielle Bruchstellen von Entwicklungen und damit auch Ansätze zu Neuem wahrzunehmen. Derartiges kann sich in unterschiedlichster Weise manifestieren, meist aber in Einzelheiten, die oft buchstäblich am Rande der Handschriften stehen – etwa als Korrekturen und Ergänzungen des Textes selbst oder auch in Form von nicht unmittelbar textbezogenen Nachträgen – aber auch in Rubriken, in Besonderheiten der Notation und ähnlichem mehr. Es gibt durchaus Fälle, wo gerade diese Marginalien das eigentliche, im Extremfall sogar das ausschließliche inhaltliche Interesse einer Handschrift ausmachen. Der auf mechanische Erfassung von Repertoires oder Repertoireteilen ausgerichtete Zugriff droht aber gerade dieses Besondere, dieses Detail am Rand zu übergehen und verpaßt somit möglicherweise gerade die Pointe, den eigentlichen “Witz” der Handschrift. Das mag überspitzt erscheinen. Aber ist nicht ernsthaft zu fragen, ob es wirklich sinnvoll und arbeitsökonomisch vertretbar ist, den Inhalt etwa einer spätmittelalterlichen Gradualehandschrift oder eines dem Ordensbrauch grundsätzlich konformen Zisterzienserantiphonars des 15. Jahrhunderts für eine Datenbank in der gleichen Weise wie bei wirklich qualifizierten, frühen Zeugen der entsprechenden Traditionen zu inventarisieren? führt dies nicht eher zu Anhäufung von Ballast, zu rein quantitativem Aufstocken von Daten statt zu wirklichem Erkenntnisgewinn? Interessant sind hier in inhaltlicher Sicht doch vor allem allfällige Abweichungen von der kodifizierten Norm, etwa Spuren lokaler Sondertraditionen oder volkssprachliche Einsprengsel, um nur einmal einige Möglichkeiten anzudeuten.<sup>25</sup> Diese aber sind nur durch einen anderen, speziell fokussierten Zugriff zu erfassen. Mit anderen Worten: Wichtige Voraussetzung für den sinnvollen Einsatz der Möglichkeiten einer Datenbank ist letztlich stets ein selektives Vorgehen, d.h. die kritische Auswahl von Handschriften oder Handschriftengruppen unter dem Gesichtspunkt ihrer Relevanz für ganz bestimmte Fragestellungen.

Ein letzter Gesichtspunkt: Das Plädoyer für eine umfassende, kodikologisch wie historisch abgestützte Annäherung an mittelalterliche Choralhandschriften ruft in letzter Konsequenz nach einem interdisziplinären Engagement. Gewiß ist dieses Postulat eine maximalistische Forderung, die in den meisten Fällen aus organisatorischen und arbeitstechnischen Gründen nicht zu realisieren ist und wohl vielfach schon an den finanziellen Parametern von Handschriften-Erschließungsprojekten scheitert. Vielleicht sollten wir

---

25 Zu den historischen und methodologischen Aspekten dieses Ansatzes darf ich verweisen auf meinen Beitrag ‘Kodifizierung und Vereinheitlichung liturgischer Traditionen. Historisches Phänomen und Interpretationsschlüssel handschriftlicher Überlieferung’, *Musik in Mecklenburg. Beiträge eines Kolloquiums zur mecklenburgischen Musikgeschichte* ( Rostock 24. -27. Sept. 1997), hrsg. von Karl Heller u. a., Studien und Materialien zur Musikwissenschaft 21 (Hildesheim 2000), 85-106.

uns diese Perspektive aber wenigstens als Utopie offenhalten, die uns davor bewahrt, uns mit dem derzeit Machbaren einfach zufrieden zu geben. Selbstverständlich sind Projekte zur Erschließung mittelalterlicher Handschriften nicht anders als andere wissenschaftliche Projekte stets bestimmten Zwängen und Einschränkungen unterworfen, seien diese organisatorischer, zeitlicher, finanzieller oder personeller Art. Dennoch wäre es fatal, wenn uns diese Unbillen der Praxis in gänzliche Theorielosigkeit hineindrängten und wir uns in einer Mischung aus Pragmatismus, Routine und Resignation damit abfinden sollten, über Ideale und Zielvorstellungen gar nicht mehr nachzudenken. Außerdem denke ich, daß, zumindest für die Erschließung einzelner, besonders bedeutsamer und exemplarischer Quellen ein interdisziplinäres Modell immer die zuerst anzustrebende Lösung sein sollte. Am ehesten realisierbar – und besonders fruchtbar – ist es, wie das Beispiel der Musikhandschriften von San Marco in Venedig ansatzweise zeigt,<sup>26</sup> bei der Aufarbeitung thematisch oder historisch eng verbundener Handschriftenensembles.

Es ist Zeit, noch einmal auf die in der Überschrift dieses Vortrags gestellte Grundfrage zurückzukommen: Aus welchen Gründen und mit welchen Absichten und Zielen bemühen wir uns um die Aufarbeitung und Erschließung mittelalterlicher Choralquellen? Darauf eine Antwort zu geben, ist am Ende der hier angestellten Überlegungen kaum leichter als zu Beginn. Ja ich fürchte sogar, daß mein Versuch einer Antwort sehr unbefriedigend ausfallen wird, zumal wir zunächst einmal nur sagen können, daß es eine abschließende Antwort von allgemeiner Gültigkeit ohnedies nicht geben kann, weil wir sie – jeder für sich – stets neu suchen müssen. Vielleicht ist es überhaupt das Wichtigste, uns bewußt zu machen, daß es diese Frage gibt, und daß es sinnvoll, ja notwendig ist, unsere praktische Arbeit immer wieder mit dieser Frage zu konfrontieren und von ihr gewissermaßen gegenlesen zu lassen.

Dennoch möchte ich es nicht bei dieser grundsätzlichen und entsprechend vorsichtigen und distanzierten Aussage bewenden lassen. Ich glaube, wir können durchaus einen Schritt weitergehen, indem wir uns immer wieder neu bewußt machen, welches unser Interesse an diesen Quellen ist: Daß wir uns mit ihnen beschäftigen, weil wir sie als Teil unserer Geschichte wahrnehmen, und zwar nicht nur als wurzelhaft prägendes, gleichsam konstitutives Moment der (europäischen) Musikgeschichte,<sup>27</sup> sondern über diesen spezi-

26 Vgl. Giulio Cattin, *Musica e Liturgia a San Marco*, Bd. 1-4 (Venezia 1990-1992), wo u.a. auch die kunsthistorische Seite der Quellen mitberücksichtigt wird.

27 Wulf Arlt, 'Funktion, Gattung und Form im liturgischen Gesang – Eine Einführung', *Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft. Neue Folge* 2 (1982), 13-26, hat diese zentrale, für die Entwicklung und Geschichte europäischer Musik insgesamt prägende Bedeutung dessen, was wir Gregorianik nennen, in prägnanter Weise formuliert: Der sog. gregorianische Grundbestand der liturgischen Musik "bestimmte die Vorstellung vom Kirchengesang und damit – vom Mittelpunkt der Liturgie aus – zugleich die Auffassung von der Beschaffenheit und Wirkung der Musik. Die Gregorianik prägte das musikalische Denken schon deswegen in einem kaum zu überschätzenden Ausmaß, weil sie auch nach der Entstehung einer musikalischen Schrift noch für Jahrhunderte im Gedächtnis bewahrt und aus dem Gedächtnis vorgetragen wurde. Sie war der konkrete Gegenstand des Nachdenkens und Redens über Musik – bis hin zur Ausbildung einer musikalischen Fachsprache – und sie war nicht zuletzt der Bezugspunkt neuer Gestaltung ... : im Text, in der Musik

fisch fachlichen Gesichtspunkt hinaus als Teil eines umfassenden historischen und kulturellen Hintergrunds. Wenn wir in jüngster Zeit mehr und mehr zu verstehen gelernt haben, daß wir als menschliche Gesellschaft die Gegenwart und erst recht die Zukunft nicht bestehen können, wenn wir nicht verantwortlich und sensibel mit unserer Umwelt umgehen, so ist es wohl auch an der Zeit, uns darauf zu besinnen, daß es neben diesen natürlichen Grundlagen und Ressourcen unseres Daseins auch noch andere Wurzeln unserer persönlichen und gesellschaftlichen Identität gibt, die für ein Leben in menschenwürdiger Form unverzichtbar sind: Sprache etwa, Erinnerung, Bilder, Mythen, Geschichte im weitesten Sinn – all das eben, was wir mit dem nicht so ganz leicht zu definierenden Begriff des Kulturerbes zu benennen suchen. In dieser ökologischen Dimension könnte der Horizont zu suchen sein, der unserem Bemühen, die Quellen, die uns hier beschäftigen, zu erschließen und damit weiterhin zugänglich und präsent – “erinnerbar” – zu erhalten, seine Begründung und seinen eigentlichen Sinn gibt.

Was dies für unsere Arbeit bedeutet, läßt sich vielleicht am besten unter dem Begriff des Respekts zusammenfassen – im Sinne jener Haltung der Achtung und des Ernstnehmens, ohne die wir historischen Quellen, welcher Art sie auch immer seien, nicht gerecht werden können, zumal dann, wenn wir uns bewußt machen, daß diese Objekte unserer Forschung nie das Letzte und das Eigentliche sind, sondern stets die Menschen, die hinter ihnen stehen und sich in ihnen mit ihrer Geschichte zu Wort melden. Diese Einsicht macht auch deutlich, warum eine bloße Registrierung von Daten für eine Erkenntnis im eigentlichen Sinne niemals ausreichend sein kann: Sie ist im Grunde zunächst nichts anderes als eine Kopie, eine Art fotografischer Reproduktion mit anderen technischen Mitteln und kann daher nicht zu wirklicher Begegnung und Kommunikation führen. Dies gelingt erst der Frage des Historikers, jenem konstruktive Zugriff und jener sinnstiftende “Organisation” der Daten, die historisches Wissen als Geschichtsschreibung, als grundsätzlich narrative Struktur also, überhaupt erst konstituieren.<sup>28</sup>

Statt von organisierenden Schemata könnten wir auch einfach von *sinnvollen* Fragen sprechen. Je bessere und je sinnvollere Fragen wir den Objekten unserer Forschung stellen und je vielfältiger und zahlreicher die Richtungen sind, aus denen wir diese Frage an sie richten, desto mehr bringen wir uns wirklich ins Spiel. Vor allem aber wachsen dadurch die Chancen, “die Objekte für sich selber sprechen zu lassen”, von ihnen wirkliche Antworten zu erhalten (um zum Schluß noch einmal Leo Treitlers Formulierung aufzugreifen). Und impliziert nicht gerade dies auch ein spielerisches und damit schöpferisches Moment – jene Kreativität nämlich, die für die Fruchtbarkeit und die Würde unserer Arbeit unabdingbar ist?

---

und mit beiden zugleich, einstimmig und im mehrstimmigen Gesang, anonym oder durch einen namentlich bekannten Autor – immer aber im Rahmen des Überkommnen und in subtiler Weise auf das Ererbte bezogen” (S. 16).

28 Zu dieser Begrifflichkeit vgl. Baumgartner (wie Anm. 5), S. 271-274.